

Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 29 (1950)
Heft: 7

Buchbesprechung: Hinweise auf Zeitschriften

Autor: Stössinger, Felix / V.G.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Glaube an unzerstörbare «angeborene» Menschenrechte, der ihr die Kraft zu einem scheinbar aussichtslosen Kampfe gab, und die Vision der Wiederkehr des Reiches ewiger Gerechtigkeit, die ihre Schritte beflogelte und den schließlichen Durchbruch ermöglichte. Mehr als in der offiziellen Doktrin enthüllt sich der historische Zusammenhang in den Symbolen und der Dichtung der frühen sozialistischen Bewegungen. Es ist durchaus kein Zufall, wenn im schwedischen Arbeiterliede die Menschenrechte zurückgefordert werden: «*Människovärdet vi fordra tillbaka...*» Die rote Fahne ist das sichtbare Wahrzeichen einer Tradition, welche die der Arbeiterbewegung zugrunde liegenden Ideen hervorgehen läßt aus einer langen Reihe von Vorgängern, beginnend beim Messianismus des alten Morgenlandes, über die sibyllinischen Bücher und Vergilius bis zu den großen Erneuerern in der Renaissance, Dante, Rienzo, Joachim von Floris. In der roten Fahne wie überhaupt in den Symbolen der Revolution und der Arbeiterbewegung, Schwurhand, Freiheitsbaum, phrygische Mütze, tritt uns stets die *vormarxistische* Anfangszeit, die Zeit der «Utopisten», vor Augen. In diesen Symbolen wird die historische Kontinuität, immer wieder von den Worten der Revolutionäre in Abrede gestellt und fast stets durch ihr und ihrer Bewegungen tatsächliches Verhalten bestätigt, greifbar und sichtbar. Deshalb hat die rote Fahne auch alle Spaltungen und alle Theoretiker innerhalb der Arbeiterbewegung überdauern können. Wie sehr auch nüchterne Berechnung dem entgegenstehen mag, noch immer verbindet sich mit der roten Symbolfahne für sehr große Teile der Arbeiterbewegung die Hoffnung, die im Liede der französischen Arbeiter ausgesprochen wird:

«Un jour sa flamme triomphale
Luira sur un monde meilleur.»

Hinweise auf Zeitschriften

Redefreiheit

Die Freiheit des Wortes gehört zu den ältesten Prärogativen der englischen Demokratie, sie ist dem englischen Journalismus in Fleisch und Blut übergegangen, und die Respektierung der Redefreiheit des Parteidirektors hat sich oft bewährt, wenn sie in andern Ländern nicht mehr existierte. Trotzkij hat diese englische Freiheit arg verkannt, als er in der Zeit seiner Macht behauptete, sie bestände in England nur darin, daß man über die Aufstellung von Meilensteinen auf den Straßen frei diskutieren könne, aber nicht über die Ziele, zu denen sie führen. Immerhin ist ein Körnchen Wahrheit darin, daß es auch in England Grenzen des freien Wortes in bezug auf den Platz gibt, wo es gesprochen wird. Das ist im Grunde der Anlaß zur bewegten Klage, die ein ungenannter, weil um seine Position besorgter junger Linker in der «Tribune» (697) veröffentlichte. Er zählt drei Fälle angeblicher britischer Selbstzufriedenheit mit der Freiheit in England auf. Er wirft Priestley vor, in einem Offenen Brief an Ilja Ehrenburg vom britischen Privileg gesprochen zu haben, zu schreiben, was man wolle, ohne vom Foreign Office, dem Home Office oder dem Secret Service belästigt zu werden. Im Gegensatz dazu wurde Alexander Werth vom »Manchester Guardian«, der jahrelang die wohlwollendsten Berichte aus den Ländern hinter dem Eisernen Vorhang verschickt hatte, von der «Pravda» wegen irgend welcher Abweichungen bedroht, bei einer künftigen Säuberungskampagne in contumaciam liquidiert zu werden. Der anonyme Autor stellt nun einige Fragen, die die britische Redefreiheit fiktiv erscheinen lassen sollen. Könne zum Beispiel Priestley ein Radiohörspiel unterbringen, in dem gezeigt wird, wie die in Griechenland 1944 landenden alliierten Kräfte mit der griechischen Quisling-Geheimpolizei sofort die Fühlung aufnahmen, um die Widerstandsbewegung niederzuschlagen, die dem Monarchismus und dem amerikanischen Kapi-

talismus zu «links» war? Oder könne außerhalb der kommunistischen Presse (und gelegentlich der «Tribune») bewiesen werden, daß die angelsächsische Außenpolitik nicht ganz so altruistisch ist, wie sie vorgibt?

Man wird auf dem Kontinent, wo es außerhalb Frankreichs immer nur eine beschränkte Freiheit des Wortes für abseitige Meinungen jeder Art gab, die Klagen des anonymen Verfassers wohl etwas naiv finden. Gerade ihre Veröffentlichung widerlegt ihn, denn die Leser erfahren nun doch durch ihn, daß die Alliierten in Griechenland die Partnerschaft mit den deutschen Kollaborateuren der Zusammenarbeit mit den von Rußland nicht unabhängigen Schichten vorgezogen haben. Offenbar weiß der Verfasser nicht, daß England in Griechenland und anderswo mit jeder Gruppe zusammengegangen wäre, die Rußland ausgeschaltet hätte, nicht weil Rußland kommunistisch ist, sondern weil die Kommunisten russisch sind. Daß alle mit dieser Grundfrage zusammenhängenden Probleme, die Verschleierungen außenpolitischer Interessen durch ideologische, in England in Krisenzeiten nicht diskutiert werden, weil der Engländer den Pramat außenpolitischer Machtfragen anerkennt, ist freilich wahr und rechtfertigt ein wenig das eingangs zitierte Bonmot Trotzkijs. Anders ist es mit dem Klima des freien Schaffens, über das sich die Zuschrift beschwert. Sie beklagt eine Erstarrung des geistigen Lebens, die Ausschaltung von Themen, die man «kommunistisch» nennt, obwohl sie nur der verbreiteten Ideologie peinlich sind, einen Rückschlag gegenüber den Zeiten der Tory-Regierung, in denen Carol Reed, Frank Launder, John Baxter progressive Filme machen konnten, während sie sich heute auf flaua Unterhaltung beschränken.

Die Diskussion dieses Artikels in der «Tribune» (699, 700, 701) hat das Malaise, um das es geht, herausgearbeitet. Die Beschwerde über zu geringe Pressefreiheit für Berichterstatter aus Italien zum Beispiel wurde widerlegt. Wir erfuhren, daß auch die «Times» in entsprechender Proportion in ihren Briefspalten kommunistischen Anschauungen freie Diskussion gewährt. Die Diskussion, die Priestley mit Ehrenburg über seine Teilnahme an einem Friedenkongreß führen wollte, scheiterte einfach daran, daß man Priestley die geforderte Redefreiheit in der üblichen Weise verweigerte. In der Schweiz hat man bekanntlich die Gelegenheit versäumt, Ehrenburg in offener Redeschlacht zu stellen, und Valentin Gittermann gab im Nationalrat nicht bloß seinem persönlichen Bedauern darüber Ausdruck. Fehlt es also in England auch den Kommunisten nicht an Möglichkeiten, im Maß ihres Anteils an der Wählerschaft und darüber hinaus ihre Anschauungen auszusprechen, und ist England in dieser Hinsicht noch immer unvergleichlich liberaler als Amerika, so haben doch auch die Antworten in der «Tribune» die *flaue Stimmung des öffentlichen Lebens* in den großen Fragen des Fortschritts anerkannt. Labour hat nicht den jungen Kräften des Films, der Architektur, des Theaters, der Malerei das Prestige geboten, das sie von einer Labourregierung erwarteten. Ganz offen spricht in dieser Labourzeitschrift der vortreffliche T. R. Fyvel davon, daß Labour sein eigenes Philisterium besitzt, daß es in den wichtigsten Fragen neuer Kunst und frischer Produktion versagt hat — aber ist diese gewiß unverdächtige Selbstkritik kein Zeichen von Pressefreiheit? Freiheit und Erfolg scheinen der jungen Generation so selbstverständlich, daß sie wieder daran erinnert werden mußte, wie schwer es die ältere Generation hatte, sich durchzusetzen, und daß sie sich ihre Positionen erkämpft und erhungert hat. Gewiß ist der Geist einer jeden Zeit und Richtung nicht bloß an dem zu erkennen, was sie sagt, sondern mehr noch an dem, was sie verschweigt, und daß auch in England Wesentliches durch einen *Konsent der Mentalitäten* verschwunden wird, ist selbstverständlich. Dennoch kann man auch heute noch von der britischen Pressefreiheit sagen, daß sie trotz ihrer durch die Weltlage erzwungenen und ihrer freiwilligen Beschränkung abseitige und oppositionelle Kräfte ausreichend zu Worte kommen läßt, wie der oft zitierte Penguin-Band von Zilliacus (in Massenauflage) beweist.

Parteipresse

Probleme der sozialdemokratischen Presse werden von Kurt Karl Doberer in «Geist und Tat» (6) mit Argumenten diskutiert, die nicht neu sind, sich aber noch nicht durchgesetzt haben. Die Gefahr der sozialdemokratischen Tageszeitung, ein Vereinsblatt zu werden, das, mit internen Organisationsfragen überfüllt, die Leser nicht befriedigt und die Masse den populär und geschickt gemachten Zeitungen überläßt, ist nicht von heute. Die deutsche Parteizeitung steht jetzt unter dem Druck geistiger und finanzieller Verarmung,

sie ist vom Nachrichtendienst abhängig, der ganz anderen Interessen dient, kann nur noch im Leitartikel eigene Richtungen zum Ausdruck bringen und ist besonders im Kulturteil den Aufgaben der Zeit nicht mehr gewachsen. Die Zeitung kann nicht in jene weiteren Kreise dringen, welche politisch farblos sind, keiner Partei recht trauen und Blätter des «Generalanzeiger»-Typus lesen, die das ganze Jahr so allgemein und unterhaltend als möglich gehalten werden, in allen entscheidenden Fragen aber ihre politischen Absichten bei einer großen Masse durchsetzen, die an ihr Blatt gewöhnt ist.

Das Problem der *Volksblätter* neben dem *Parteiblatt* oder der guten Wochenzeitung als Ergänzung stellt sich eben immer wieder von neuem, und die Kommunisten haben ja bewiesen, wie wertvoll es ist, nicht mit einem einzigen Parteiblatt, sondern mit einer Fülle von differenzierten, allen Interessen und Lesewünschen angepaßten Zeitungen in der Öffentlichkeit zu erscheinen. Jenes Labour-Philisterium, von dem oben gesprochen wurde, hat in Deutschland die Entwicklung einer Massenpresse nicht zugelassen, und auf dem Kreuzweg zwischen Boulevard- und Vereinsblatt blühte das Pflänzchen der Langeweile. Frische Zeitungen fehlen nicht deswegen, wie Doberer beklagt, weil es an Redaktoren mangelt, sondern es mangelt an Kräften, weil man gar nicht den Willen hat, sie zu beschäftigen. Früher gingen sie zum Kommunismus; heute vegetieren sie in einem Niemandsland der Lethargie. Die politische Bedeutung geistiger Absenz kann aber nicht überschätzt werden. Hier muß etwas geschehen.

Soziologische Kunstkritik

Eine nach marxistischen Kategorien betriebene Kunstkritik hat noch nicht sehr viel zum tieferen Verständnis von *Formen* der Dichtung beigetragen, und es ist gewiß kein Zufall, daß die einzige bedeutende Leistung auf diesem Gebiet, die von Franz Mehring, das Standbild eines Kulturmäpfers wie *Lessing*, neu geschaffen hat. Dagegen wird die Berücksichtigung von Klassenverhältnissen und gesellschaftlichen Beziehungen die Literaturgeschichte bereichern. Das hat Georg Lukacs mit seinem *Goethe* positiv, im gleichen Buch mit seiner Analyse Hölderlins negativ bewiesen. Mit Auszeichnung sei daneben noch der in der Emigration verstorbene Walter Benjamin genannt, dessen Studien über Goethe und Baudelaire — letztere erschien in «*Sinn und Form*» (4) — hohen Scharfsinn in Motivanalysen beweisen.

Ein soziologisch besonders ergiebiges Thema ist der *Roman*, zu dem auch Lukacs vorzügliche Arbeiten, reich an aufgelichteten Nebenzügen, beigesteuert hat. Das neue große Interesse an Wilhelm Raabe findet in einem Essay von Lukacs über den niedernorddeutschen Romancier in «*Sinn und Form*» (1) eine wertvolle Begründung. Als Romankritiker steht heute Lukacs in erster Reihe. Und wenn man es auch als durch seine Lage bedingte tragische Drôlerie hinnehmen muß, daß er durch Einflechtung nicht wesentlicher Marx- oder völlig belangloser Lenin-Zitate seine Zuverlässigkeit beweisen will; wenn er auch ganz überflüssig, so wie er von der Gesellschaft spricht, ihr das Attribut «kapitalistisch» voranstellt, als ob es bei Raabe eine andere gäbe und als ob die jeweils vorliegende Eigenheit wirklich spezifisch kapitalistisch wäre — so stellt er doch auch diesmal wieder ein umfassendes Romanwerk in gesellschaftliche Zusammenhänge hinein, zu deren Erklärung allerdings auch die Terminologie einer nichtmarxistischen Gesellschaftskritik ausreichen würde.

Bei Raabe hebt Lukacs in erster Linie das Verhältnis des Dichters zur Französischen Revolution hervor, zu den sogenannten Befreiungskriegen, zum deutschen Kleinstaatsfeudalismus, zu 1848, 1870 und zu dem neuen Bündnis von Großkapital mit dem Preußendadel. Seine großen Romane und Novellen behandeln Menschen, die an diesen Ereignissen aktiv oder passiv, positiv oder negativ Anteil nehmen, die auf irgendeine Weise der deutschen Misère entflohen oder sich vor ihr in die Zitadelle seelischer Einsamkeit zurückziehen, aber in Funktion zur deutschen Geschichte, zu den gesellschaftlichen Gruppierungen und Klassen stehen. Raabes soziales Ideal ist romantisch: die freie mittelalterliche Stadt, deren Möglichkeiten er utopisch verkennt. Sehr schön weist Lukacs nach, daß die individualistischen Sonderwege der Raabeschen Helden mit der Abwesenheit demokratischer Massenströmungen in Deutschland zusammenhängen. Daraus entwickeln sich Untersuchungen über die Bedeutung des Traums, des Kinderlands, des Humors als Mittel sozialer Abwehr, des Philisteriums, dessen Psychologie durch den Mangel öffentlicher Gesichtspunkte gekennzeich-

net wird, und des Volkstümlichen. Den sympathischen Raabe den Spezialisten der «Heimatkunst» zu überlassen, wäre freilich unverantwortlich. Insofern bedeutet auch diese Rettung eines merkwürdig lang verkannten deutschen Pessimisten einen Gewinn. Obwohl Lukacs Raabes Werk gründlich kennt, unterläßt er jeden Hinweis auf eine seiner besten Novellen, die soziologisch sogar entscheidend ist: *Höxter und Corvey*, die mutigste und klügste Analyse eines Judenpogroms in der deutschen Literatur vor dem Turm von Hofmannsthal. Überhaupt ist es merkwürdig, daß Lukacs, obwohl selber Jude, Raabes radikalen Philosemitismus mit Schweigen übergeht. Sollte das der Fortschritt über Mehring hinaus sein? Den hätte der Verfasser der Lessing-Legende nicht anerkannt.

Wahrscheinlich der erste Versuch, Kunstgeschichte der Renaissance soziologisch-ökonomisch mit Hilfe Marxscher Begriffe zu analysieren, liegt in dem Buch eines österreichischen Kunsthistorikers aus der Wiener Dvorák-Schule: *F. Antal, «Florentine Painting and its Social Background»* (Paul Kegan), vor. Das Buch wird von *Derek Chittock* in *«The Modern Quarterly»* (3) einer sehr interessanten Untersuchung unterzogen. Daß es Beziehungen zwischen den Meistern der florentinischen Malerei und den verschiedenen Stadien der florentinischen Gesellschaft gab, die wiederum in Funktion zur ökonomischen und politischen Entwicklung stehen, kann nicht bezweifelt werden, und so ist es eine Unterlassung, die Unterschiede zwischen den Künstlern, ihren Themen, ihrer Technik, ihrer Motivwahl unabhängig vom sozialen Hintergrund darzustellen. Immerhin darf er doch nur als Bedingung, nicht als determinierende Ursache angenommen werden. Denn wenn zum Beispiel sicherlich die nordafrikanische Malerei und die Farbentwicklung von Delacroix nicht von der französischen Kolonialpolitik getrennt werden kann, so erfährt man durch diesen Zusammenhang nur, was Pariser Malern den Weg nach Marokko erschlossen hat, aber nicht, was sie als Individuen dorthin trieb und wie sie die neuen Motive formal verwertet haben. Die Proben, die man aus dem Artikel kennenlernt, lassen auf eine sehr interessante Arbeit schließen. Die methodische Anwendung der ökonomischen Geschichtsauf-fassung rechtfertigt Chittock durch Zitate aus dem Brief von Engels an Joseph Bloch.

Kurze Chronik

Carlo Schmids Lausanner Vortrag über den europäischen Menschen wird von der *«Neuen Rundschau»* (2) veröffentlicht. — Eine Radiodiskussion zwischen drei Kennern der Materie über die Lage der amerikanischen Kohlenindustrie veröffentlicht *«The University of Chicago Round Table»* (634). — Lebhafte Diskussionen über Probleme des Kommunismus, Sozialismus und des tatsächlichen Lebens und Wirkens in der Produktion findet man in der Berliner sozialdemokratischen Zeitschrift *«Pro und Kontra»*. Sie ist eine der rührigsten sozialistischen Zeitschriften, die gegenwärtig erscheinen. — Im April haben wohl nur wenige an den 125. Geburtstag von *Ferdinand Lassalle* gedacht, dessen Schriften noch immer den Leser mit Spannung und Bewunderung erfüllen. Um so schöner, daß in Wien *«Die Zukunft»* (4) in einem Artikel von Jacques Hannak an die Gestalt des großen Demokraten erinnert, der in der Sache der Arbeiterschaft die Sache der gesamten Menschheit vertreten hat. — Für eine neue soziale Bauweise hat *Le Corbusier* durch Erfassung des Problems als einer gesamtstädtischen Aufgabe bahnbrechend gewirkt. Seine *«Unité d'habitation»* in *Marseille* wird in einem illustrierten Beitrag der welschen Zeitschrift *«Vie Art Cité»* (11) dargestellt. Le Corbusiers Auffassung der Architektur als Mittel der Befreiung des Menschen wird besonders hervorgehoben.

F. Stgr.

Finanzgebarung und Rechnungslegung gemeinnütziger Institutionen

Die *«Rote Revue»* hat wiederholt (Mai- und Juli-Heft 1949) auf die in der privaten Fürsorge um sich greifende *«Thesaurierungspolitik»* hingewiesen. Nun hat ein ungenannter Autor die Finanzgebarung gemeinnütziger Institutionen auch in der Zeitschrift *«Gesundheit und Wohlfahrt»* (Heft 5, 1950) einer scharfen und gründlich belegten Kritik unterzogen. Die Behörden werden gut daran tun, die Thesaurierungspolitik gemeinnütziger Stiftungen — und insbesondere derjenigen, die öffentliche Subventionen beziehen — eingehend zu prüfen.

V. G.